

ULRICH JOHANNES SCHNEIDER

Chancen und Risiken der Digitalisierung des kulturellen Erbes

Mit der Digitalisierung von Büchern scheint sich ein europäischer Traum zu erfüllen, ein Traum der unkomplizierten Vernetzung des Wissens und ein Traum der Vollständigkeit des Zugriffs. Im Schlaraffenland der durchgescannten Bücherwelt kann ich auf alle gewünschten Texte mit einem Schläge zugreifen; damit habe ich auch jeden sachlich benachbarten Text – oder ein Archivadokument oder ein Museumsstück – in eben derselben Qualität, aus welchem Jahrhundert auch immer. Alle interessierten Forscher können, sobald diese Vision technisch umgesetzt sein wird, im Internet ohne Rücksicht auf lokale Bibliotheksbestände und deren Zugänglichkeitsbedingungen arbeiten. Viele werden es tun, weil sie schon lange einen unkomplizierteren Zugriff erhoffen. Forscherträume werden mit der Digitalisierung wahr.

Digitalisierung bringt medienübergreifende Zugänglichkeit

Im Bereich der durch Bibliotheken verwalteten Kulturgüter ist die retrospektive Digitalisierung bislang am weitesten fortgeschritten. Bibliotheken haben es schon länger verstanden, ihre Dienstleistung zu modernisieren: Zuerst gingen die Kataloge online, was einen großen Informationsschub bedeutete, auch wenn die Vernetzung der Kataloge heute noch nicht abgeschlossen ist. Sodann wurden die Nutzerdienste elektronisch organisiert: Bestellung, Ausleihe, Rückgabe oder Verlängerung lassen sich von beliebigen Terminals aus veranlassen. Dann kamen die Bestände an die Reihe, und auch hier waren Bibliotheken technisch innovativ, lange bevor Verlage angefangen haben, ihre Monographien elektronisch anzubieten.

Digitale Fotografien von Büchern werden vor allem aus zwei Gründen gemacht: einmal zum Bestandsschutz für sehr wertvolle Dokumente, zum anderen für die bessere Nutzung. Ein digitales Bild – das können Handschriftenbearbeiter bezeugen – ist in der optischen Qualität dem Original überlegen; es kann in Stu-

fen hochvergrößert werden, wohin das menschliche Auge nie gelangt. Außerdem kann eine Datei ohne Qualitätsverlust immer wieder kopiert werden: Kein Wunder, dass Bibliotheken mit großen Altbeständen die neue Technik besonders gerne einsetzen.

Die Digitalisierung von Büchern geschieht weltweit. So gibt es kommerziell vertriebene und lizenzpflichtige Datenbanken wie beispielsweise *EAI (Early American Imprints)*, *EEBO (Early English Books Online)* mit zusammen fast 200 000 komplett digitalisierten Werken. Viele Bibliotheken in Deutschland bieten digitale Kopien alter Drucke an, beispielsweise die Staatsbibliothek in München mit mehr als einer halben Million Titel. Aber auch kleinere Sammlungen sind interessant, wie etwa die Zeitschriften des 18. Jahrhunderts an der *Universitätsbibliothek Bielefeld*, die Emblembücher der *Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel* oder die arabischen Handschriften der *Universitätsbibliothek Leipzig*. Manche Spezialkataloge helfen bei der Erschließung, wie das *Zentralverzeichnis digitalisierter Drucke (ZVDD)* mit über 600 000 Nachweisen.

Fast durchweg sind diese digitalisierten Werke nur als Bilddateien anklickbar; das gilt auch beispielsweise für über eine Million Titel in der Plattform *Gallica* der französischen Nationalbibliothek. Durchsucht werden können nur die Metadaten, manchmal auch Strukturdaten, nicht die Texte selbst. Es sind vor allem die enormen Kosten einer Volltextfassung, die bisher dazu geführt haben, dass es im bibliothekarischen Bereich meist bei der digitalen Fotografie von Texten blieb. Das gilt wohl auch für die *Deutsche Digitale Bibliothek (DDB)*, die von einer großen Anzahl unterschiedlicher Akteure gemeinsam erstellt wird und die im Jahr 2012 online gehen soll.

Die *DDB* heißt zwar Bibliothek, soll aber tatsächlich nicht nur Texte erschließen, sondern auch Objekte (aus Museen) und Dokumente (aus Archiven): Verknüpfungen sind das, woran man in einem eigens errichteten »Kompetenznetzwerk« arbeitet, und man tut dies im Dienste einer Vision: »Die Vision der Deutschen Digitalen Bibliothek lautet, dass alle interessierten Bürgerinnen und Bürger die für sie aufschlussreichen Objekte über einen zentralen Zugang im Internet abrufen können.« (www.deutsche-digitale-bibliothek.de/projekt.htm) Eine sehr große Suchmaschine für Werke der deutschen Kultur also, ein riesiger Katalog der in den politischen Zielvorgaben angesprochenen 30 000 deutschen Kultureinrichtungen. Wie das alles zu verbinden, zu bezahlen und technisch attraktiv zu machen ist, stellt derzeit ein Konglomerat an Problemen dar, das von einem ganzen Netzwerk an Gremien und Institutionen gelöst werden soll.

Die Vision des vernetzten Wissens wird in der *DDB* durch den technischen Zusammenschluss von Kultureinrichtungen ins Werk gesetzt, mit der offensichtlichen Unterstellung, dass Kultur überall und alle gleichmäßig interessiert. Die Webseite der *DDB* kündigt an: »Wer ›Beethoven‹ eingibt, erhält Sekundärliteratur, Noten, Portraits und braucht nur einen Mausklick, um mehr zu erfahren.« Dafür werden Millionenbeträge der Länder und des Bundes ausgegeben? Ist der Beethoveninteressierte ein Journalist, kennt er seine Quellen. Ist er Forscher, erst

recht. Hat der Normalbürger keine Ahnung, hilft der Artikel »Beethoven« der deutschen *Wikipedia* weiter, der auch auf Noten und Literatur, Tonaufnahmen, Bilder und vieles mehr verlinkt. Was die *DDB* demgegenüber an Mehrwert bringt, sind vermutlich Abbilder der Originalwerke, vielleicht ein paar Beethovenbüsten in 3D, archivalische Dokumente – man wird sehen. Es wird ja dauern, und vielleicht trifft man in der Zukunft einer realisierten *DDB* sogar den interessierten Bürger, der das alles ausgelöst hat, weil er mit der heutigen Lage der Beethoveninformation so gänzlich unzufrieden war.

Digitalisierung leistet die Tiefenerschließung der Schriftkultur

Digitalisierung nennt man nicht nur das digitale Fotografieren, das eine Zirkulation der so reproduzierten Kulturgüter im Internet sowie deren Vernetzung erlaubt. Digitalisierung kann auch das Verfahren genannt werden, aus gedruckten Texten lesbare Dokumente zu machen. *OCR* ist das Zauberwort, mit dem sich schon heute der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung ganz neue Räume auftun: die *Optical Character Recognition*, also die buchstabengenaue Verwandlung eines gedruckten Textes in eine maschinenlesbare Datei. Heute ist jedermann der Dienst *Google Bücher* bekannt, der viele im Internet frei präsentierte Texte (mehrere Millionen Bände) auch in digital aufgelöster Form durchsuchbar macht, wie eine Textdatei. Es ist jetzt schon abzusehen, dass unsere gesamte schriftkulturelle Vergangenheit in eine am Bildschirm und anderen Endgeräten lesbare Textwelt verwandelt werden wird.

Es ist keineswegs nur die Firma *Google*, die Volltexte gedruckter Werke verfügbar macht. Es gibt auf Deutsch nichtkommerzielle Angebote wie beispielsweise das Projekt »Gutenberg« mit 5 500 Romanen von 1 200 Autoren und die Datenbank *www.zeno.org*, die sich als »größte deutschsprachige Volltextbibliothek« anpreist und neben Texten von 700 Autoren auch 40 000 Bilddateien anbietet. Die gemeinnützige amerikanische Plattform *www.archive.org* bietet 3 Millionen Texte frei an. Viele andere arbeiten an dieser Transformation geschriebener Information in maschinenlesbare Texte.

Digitale Volltexte sind neu produzierten *E-Books* ähnlich und fügen sich technisch direkt in die wissenschaftliche Textkultur ein, die heute schon im Bereich der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin Realität ist. Ein Forscher in technisch-naturwissenschaftlich-medizinischen Disziplinen kann heute ohne elektronische Textübermittlung nicht arbeiten. Seine einschlägigen Zeitschriften sind allesamt elektronische Publikationen. Forschungsergebnisse werden darüber hinaus auf ebenfalls elektronisch organisierten Wegen ausgetauscht. Diese Kultur des wissenschaftlichen Arbeitens auf der Grundlage von Datenbanken greift inzwischen auch auf die Geistes- und Sozialwissenschaften über, die langsam – begründet in ihrer Bindung an Nationalsprachen und kulturelle Milieus – aber stetig die neuen Möglichkeiten der breiteren Kommunikationsmöglichkeiten nutzen.

Was bringt die Digitalisierung der Kultur?

Die Präsentationen der *DDB* im Netz und auf vielen Veranstaltungen, etwa Bibliothekartagen, verzichten auf Leistungsvergleiche. Es wird das in Teilen konkurrierende Angebot von *Google Bücher* nirgends thematisiert und gesagt, worin die *DDB* sich unterscheidet. Beispielsweise scheint es so zu sein, dass die *DDB* die Digitalisate, das heißt die fotografischen Abbilder der Textseiten, nicht über einen eigenen Server einbindet (was auch eine gigantische Herausforderung darstellen würde, technisch wie finanziell), sondern auf diese Digitalisate verlinkt. Die *DDB* geht hier nicht den Schritt zu einer nationalen Plattform, sondern operiert als Koordinierungs- und Katalogisierungsstelle, die den bisherigen Inhabern von digitalisierten Drucksachen diese nicht abjagen will. Das hat konkret zur Folge, dass eine Volltextrecherche nicht einheitlich organisiert werden kann und nur nach Maßgabe der von den Lieferinstitutionen eingerichteten technischen Parameter möglich sein wird.

Man kann sich leicht vorstellen, dass die *Bayerische Staatsbibliothek*, die mit *Google* zusammenarbeitet, ihre Bücherdigitalisate innerhalb der *DDB* auch mit einer gewissen *OCR* ausstatter, dass aber viele andere Bibliotheken sich dazu gar nicht in der Lage sehen werden. Die *DDB* wäre dann ein Metakatalog von Titeldaten, die sich nicht grundsätzlich von anderen Metakatalogen wie beispielsweise dem *Karlsruher Virtuellen Katalog (KVK)* oder dem *Worldcat* unterscheidet, wo man auch schon elektronische Ressourcen (aber nicht innerhalb derselben) suchen kann. Was die *DDB* gegenüber diesen bibliothekarischen Instrumenten bieten wird, ist eine Ausdehnung auf Archiv- und Museumsgut, wo aber nennenswerte Mengen nur durch starke Förderung der zuständigen Länder zusammen kommen können, was momentan nicht in Sicht zu sein scheint.

Das Dilemma der *DDB* hängt an dem Wort »Digitalisierung«, weil dieses Wort für politische Entscheidungsträger magische Qualitäten zu besitzen scheint. Es wird jedoch nicht eindeutig definiert, was denn der kulturelle Mehrwert einer *Deutschen Digitalen Bibliothek* sein könnte und welche wirklich wichtigen Fragen dieses Instrument zu beantworten hilft. Die *DDB* tritt als eine neue Institution neben die schon vorhandenen Institutionen der Bibliotheken, der Bibliotheksverbände und der internationalen Metakataloge; dabei ist nicht ersichtlich, dass sie irgendeine Arbeit ausführt, die die bisher schon aktiven Digitalisierer entlastet. Gewiss wird im Rahmen der *DDB* die großflächige Digitalisierung auch für kleinere Institutionen möglich, die sich bisher auch aus Gründen mangelnder technischer Kompetenz nicht daran beteiligen konnten. Es wird aber noch Jahrzehnte dauern, bis die *DDB* eine nationale Zentralinstanz für die in deutschen Bibliotheken, Archiven und Museen aufbewahrten Kulturgüter sein wird.

Was in der augenblicklichen Lage vor allem zu fehlen scheint, ist ein Aufbauprogramm, das heißt eine Planung des Nacheinanders der vielen – auch kosten-trächtigen – Arbeitsschritte. Vor Jahresfrist hatte bereits der Präsident der *Goethe-Institute*, Klaus-Dieter Lehmann, gefordert, die *DDB* solle zunächst das bisher

im bibliothekarischen Bereich Erreichte repräsentieren. Aber auch diese pragmatische Herangehensweise findet sich offenbar nirgends programmatisch aufgenommen. Das Manko der heutigen Bibliothekslandschaft in Deutschland hat der *Wissenschaftsrat* erst unlängst darin ausgemacht, dass die Nachweisinstrumente durch verschiedene Verbände und damit nicht einheitlich gestaltet werden. Die gut 200 wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands haben 16 verschiedene Länder als Geldgeber; jenseits dieser Zersplitterung hilft nur die *Deutsche Forschungsgemeinschaft*. Seitens der *DDB* wäre also ein Effekt zu wünschen, der wenigstens auf dem Gebiet der Digitalisierung des kulturellen Erbes Dinge zusammenführt, die zusammen gehören. Da es aber momentan noch niemanden gibt, der für das Unternehmen der *DDB* anders als technisch und organisatorisch Auskunft gibt, ist die Lage unbefriedigend. Die *DDB* ist ein institutionell-organisatorisches Monstrum und keineswegs die Vision, die sich viele wünschen, die mit Kulturgütern arbeiten.

*Chancen und
Risiken der
Digitalisierung des
kulturellen Erbes*